Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 209 (1936)

Artikel: Ein Mädchen kuriert seinen Verlobten
Autor: Schibli, Emil
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-655317

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ein Mädchen kuriert seinen Verlobten.

Erzählung von Emil Schibli.

Als Gabler Frau und Kinder im Stich ließ, sich einfach auf und davon machte, als ob ihn seine Familie nicht im geringsten etwas anginge, da blieb der Verlassenen fürs erste übergenug Kummer und wenig Freude. Es war ein eigentlicher Überfall, welchen das Schicksal mit rohen Fäusten und schweren, zerstampfenden Tritten an den fünf gatten- und vaterlosen Menschen beging; das Verhängnis waltete roh und gefühllos wie eine Maschine.

Aber Frau Gabler und ihre Kinder waren zu sehr an die harten Schläge des Lebens gewöhnt, um ihnen zu erliegen. Sie wichen den Schlägen aus, so gut sie konnten. Sie sprangen beiseite. Sie ließen sich durch den ersten Schreck nicht völlig um die Fassung bringen, denn sie wollten leben!

Frau Gabler, diese prächtig zähe Frau und Mutter, welche, so oft sie auch getreten und scheinbar zertreten worden war, immer wieder, wie ein Kraut am Wegrand, neue Wurzeln in die Erde und neue grüne Schoße ins Licht hinauftrieb, raffte sich nach den ersten Erschütterungen jenes Tages, an dem sie Kunde davon erhalten hatte, daß ihr Mann fluchtartig ins Ausland gereist sei, auch diesmal mutig und trotzig zusammen und dachte, nun müsse es in Gottes Namen auch ohne ihren Mann gehen. Ach, er war ja ohnehin eher eine Last als eine Hilfe gewesen!

In der Nacht, als Stille um sie war und ihre Hände ruhten, dachte sie darüber nach, was sie tun könne, um nicht unters Rad zu kommen, und am Tage rührte sie die Hände, bewegte sich, ging wie ein Tier um Futter für die Jungen aus und leitete diese selber zur Hilfe an.

Sie verstand es, Kinderkleidchen anzufertigen, fragte in einem Konfektionsgeschäft in der Stadt um Arbeit und bekam auch welche; aber man bot ihr dafür einen unglaublich geringen Macherlohn. Als Frau Gabler, in der Hoffnung, vielleicht doch ein paar Rappen mehr herausdrücken zu können, erwähnte, dieses Angebot erscheine ihr auch gar zu gering, ob es nicht möglich wäre, ihr eine etwas bessere Bezahlung zu offerieren, sie habe vier vaterlose Kinder zu Hause, die sie allein mit ihrer Hände Arbeit durchbringen müsse, lächelte man kühl: Nein, bedaure. Im übrigen zwinge sie natürlich niemand dazu, diese Arbeit anzunehmen. Wenn sie meine, etwas Einträglicheres zu finden, bitte.

„Wie Sie wollen", sagte man zu ihr. „Entweder sind Sie mit unsern Bedingungen einverstanden oder aber Sie verzichten auf den Verkehr mit uns."

Was blieb Frau Gabler da anderes übrig, als die Arbeit anzunehmen? Ihr Inneres, ihr Gerechtigkeitssinn empörte sich. Aber sie schwieg, nahm den Tuchballen in Empfang, legte ihn draußen in den Korb ihres Kinderwagens und fuhr davon.

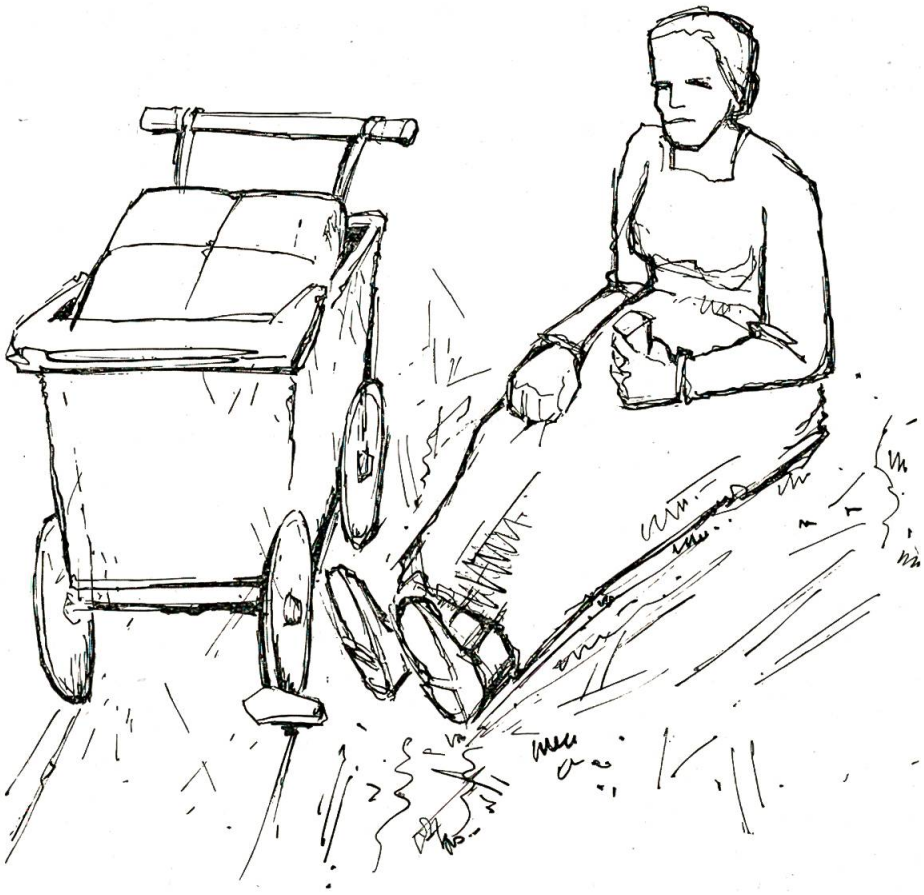
Während sie ihr kleines Gefährt durch die Straßen der Stadt schob, blieb ihr kein Augenblick Zeit, über ihr Los nachzudenken, nein, sie bedurfte jeden dieser Augenblicke, um ungefährdet durch den wogenden Verkehr, der von allen Seiten her auf sie eindrang, hindurchzukommen. Sie hatte jetzt keine Muße, sich selber zu bemitleiden. Sie mußte sich für ihre Haut und für ihr Leben wehren.

Das tat sie denn auch. Obgleich sie vom Lande hereinkam und den Betrieb der Stadt ein wenig fürchtete, bemühte sie sich, kaltblütig zu bleiben, verfolgte ruhig ihr Ziel und ließ sich durch einen fluchenden Velofahrer hier, einen hupenden Automobilisten dort nicht einschüchtern. Meinetwegen, dachte sie. Macht nur Krach. Auch ich habe das Recht, da zu sein. Wozu braucht ihr wie besessen herumzurennen? Nehmt es halt ein wenig gemütlicher.

Endlich und aufatmend brachte sie die Stadt hinter sich. Nachdem der Verkehr schon seit einer Weile langsamer und dünner geflossen war, kam sie nun vollends aus den Menschen und Häusern heraus, an den Rand der Stadt, und bald darauf in den stillen, grünen Wald hinein, welcher das Dorf von der Stadt scheidet. Hier legte Frau Gabler einen Stein unter ein Rad ihres Wagens, setzte sich auf das Straßenbord, zog ein Brötchen, das sie sich unterwegs gekauft hatte, aus ihrer Schürzentasche, rastete und aß.

Ein aufmerksamer Zuschauer hätte sehen können, wie sich nun ihre müden und kummerreichen Züge entspannten, wie die vorher eingeengte und bedrängte Brust sich weitete und die herrliche Waldluft einatmete. Auch ihre Augen, die ihr ängstlich und als freudlose Führer auf dem Wege durch die Stadt gedient hatten, warfen jetzt gleichsam eine Last von sich, sogen gleichsam neue Kraft ein. Ja, sie wurden hell und schön, und man sah ihnen an, daß der Mensch eine Seele hat.

Als Frau Gabler so dagesessen, die dunkelgrünen Zweige der Tannen und das kühle, sanfte Licht zwischen den Stämmen angeschaut hatte und auf den stillen Streifen Himmel über der Straße, der anzusehen war wie ein gemächlich dahinziehender Fluß, da rannen ihr, kaum wußte sie es, Tränen über die Wangen.



Frau Gabler setzte sich auf das Straßenbord.

Die Stille des Waldes, sein liebes, trostreiches Grün hatten das Eis ihrer gefrorenen Seele aufgetaut, hatten die Erstarrte in liebliche Bewegung gebracht, ließen den Frieden der Natur in sie einströmen. Frau Gabler war jetzt nicht mehr die geplagte, vom Leben wie ein armer Hund verprügelte Frau, o nein, die Stille hier hatte alle Bitternis von ihr genommen, hatte sie als Einzelwesen, als einzelnes, kreuz- und peintragendes Geschöpf ausgelöscht und in die ruhsame, kummergelöste Weltganzheit und -einheit aufgenommen.

Und der Friede des Waldes füllte ihr Herz mit Kraft, gab ihr das Vertrauen, daß sie in ihrer Schwachheit und Armut dennoch stark genug sei, sich und ihre Kinder durchs Leben zu bringen, und ließ sie in ihrem Elend so fröhlich werden, daß sie, den beladenen Kinderwagen nun wieder tapfer vor sich herschiebend, an keine Not mehr dachte und zu ihren munter werdenden Schritten ein Lied aus der Kinderzeit sang.

2.

Als Frau Gabler sich ihrer Wohnung näherte, kamen ihr die Kinder, welche die Mutter mit Sehnsucht erwartet hatten, entgegen. Aber sie jubelten nicht; sie kamen geduckt und hatten verweinte Augen. Auf Frau Gablers ängstliche Frage, was vorgefallen sei, begann Lineli, das Älteste, ein etwa Zehnjähriges, zu erzählen.

„Bald nachdem du fort warst," sagte das Mädchen, „hörten wir das Schellengeklingel von Wohlgemuths Pferdchen. Dann kam Wohlgemuth das Sträßchen herauf mit seinem Kratten voll Brot. Wir sahen ihn durch das Fenster und gingen ihm alle in den Gang hinaus entgegen. Er machte die Haustür auf und sah uns erstaunt an.

‚Grüetzi', sagte er. ‚Ist die Mutter nicht daheim?'

Ich sagte: ‚Nein, sie ist in die Stadt gegangen.'

Er sagte: ‚So. Was tut sie denn in der Stadt?'

Ich sagte: ‚Sie ist in ein Schneidergeschäft gegangen, um Arbeit zu holen, wenn sie erhält; wir wissen es noch nicht.‘

Er sagte: ‚So. Wollt ihr heute auch Brot?‘

Ich sagte: ‚Ja, gerne. Einen Vierpfünder, wenn Ihr so gut sein wollt.‘

Wohlgemuth fragte: ‚Habt ihr Geld?‘

Ich sagte: ‚Ja, die Mutter hat uns gegeben. Hier ist es.‘

Ich gab ihm das Zweifrankenstück. Aber Wohlgemuth wurde zornig und schrie uns an: ‚Und dann eure Schulden! Wann wollt ihr die einmal bezahlen, hä? Meint ihr eigentlich, ich sei ein Torenbub? Meint eure Mutter vielleicht, ich sei ein dummer Teigaff, mit dem man machen kann, was man will?! Die zwei Franken behalte ich jetzt, und Brot bekommt ihr keines!‘

Als Wohlgemuth solchen Lärm machte, begann in der Stube unser Hansi aus Leibeskräften zu singen. Aber wir hatten sehr Angst, weil wir wußten, daß du außer dem Zweifränkler kein Geld mehr habest, und ich fing an zu weinen, und die andern weinten auch, auch das Vreneli, wenn es schon nicht wußte, was los war, und ich sagte zu Wohlgemuth: ‚Bitte, bitte, Herr Wohlgemuth, nehmt uns nicht alles Geld weg; die Mutter hat keines mehr.‘

Da gab uns Wohlgemuth einen Vierpfünder und das Herausgeld und sagte: ‚Also, meinetwegen. Aber ihr habt, scheint's, einen Kanarienvogel, soviel ich höre. Kann ich ihn einmal sehen?‘

Und ohne zu warten, was ich sagte, tat er die Stubentüre auf und ging auf den Vogelkäfig zu. Er pfiff dem Hansi, und Hansi machte: Piep!

Weil Wohlgemuth so gut gewesen war und uns das Brot und das Herausgeld gegeben hatte, so dachte ich an nichts Böses, machte das Käfigtürlein auf und rief: ‚Hansi, komm!‘ Da flog er heraus und setzte sich zuerst auf meine Achsel und dann auf meinen Zeigefinger, so wie er es immer machte. Jetzt hielt ihm Wohlgemuth den Finger auch hin, aber Hansi flog nicht darauf, und als Wohlgemuth ihn ergreifen wollte, flog er fort und flatterte aufgeregt im Zimmer herum. Ich lockte ihn dann, und als ich ihn fangen konnte, tat ich ihn wieder in den Käfig hinein. Da sagte Wohlgemuth zu mir: ‚Der Vogel gefällt mir. Ich nehme ihn jetzt gerade mit. Du kannst dann deiner Mutter sagen, wir seien jetzt quitt.‘

Nun fingen wir wieder an zu weinen. Aber es nützte nichts. Wohlgemuth nahm den Käfig einfach vom Haken herunter und ging mit ihm davon.“

Frau Gabler dachte: „Was der junge Mensch getan hat, ist eine Gemeinheit. Denn ich hätte ihm die kleine Schuld sobald als möglich bezahlt. Aber eigentlich bin ich nicht erstaunt darüber. Ich muß ja eigentlich froh sein, daß nichts Schlimmeres geschehen ist. Aber was Wohlgemuth mit seiner Bosheit den Kindern zuleide getan hat, ist nicht nur eine Gemeinheit. Es ist eine Sünde, und Gott wird ihn dafür strafen. Ja, Gott wird ihn strafen, dachte sie ernst. Er wird mit dem Bäcker schon fertig werden.“

„Ihr müßt euch trösten, Kinder“, sagte sie. „Es ist ja nicht so schlimm, wie ihr meint. Wir haben ja noch unsere Blumenstöcke vor den Fenstern und die Blumen auf der Wiese und die schönen grünen Bäume auf den Wiesen und im Walde und die Vögel auf den Bäumen.

Seht ihr, eine ganze Herrlichkeit! Und die kann uns Wohlgemuth nicht nehmen. Denkt doch einmal, wie viele Kinder gibt es in der Stadt, die sehen keine Blumen und keine Bäume, wenn sie aus dem Fenster blicken, nur graue Mauern ringsum und einen engen, schattigen Hof.

Und seht, als ich heute nachmittag durch die Stadt fuhr, da hätte ich auch weinen mögen, wie ihr wegen dem Hansi geweint habt. Denn ich sah nichts Liebes um mich her. Alles, dünkte es mich, sann oder rannte nur dem Gelde nach. Und ich dachte: Mir hilft das Rennen nicht viel. Ich kann mich zu Tode rennen und bekomme dafür kaum für Wasser und Brot. Ich kann Tag und Nacht arbeiten und mir mit den Kleidchen da im Kinderwagen die Augen blind sticheln, und ich bekomme doch nicht, was wir zu einem rechten Leben nötig hätten.

Aber als ich dann in den Wald hineinkam, in den grünen, schönen Wald und die Meisen und die Finken hörte, da war ich auf einmal wieder froh und dachte: Ach, es geht dir ja gar nicht so schlecht, Frau Gabler! Solange du gesund bist, deine Kinder um dich hast und schaffen und verdienen kannst, wird es uns nie ganz fehlen. Und

wenn ich dann etwa einen Augenblick verschnaufen und ins Grüne hinauf schauen darf, dann bin ich manchmal so glücklich, daß ich mit keinem tauschen möchte, der einen Haufen Geld hat, aber vor lauter Unzufriedenheit dennoch ein Gesicht macht, wie sieben Tage Regenwetter."

So redete Frau Gabler zu ihren Kindern und dachte dabei nicht daran, daß sie ihnen zu schwer faßbare Dinge sage. Sie waren auch gar nicht zu schwer. Diese Kinder, die in die rauhe Schule der Armut gingen, verstanden ganz gut, was die Mutter meinte.

3.

„Es ist unglaublich," sagte der junge Wohlgemuth, als er am Abend in der Wohnung seiner zukünftigen Schwiegereltern auf dem Sofa neben seiner Braut saß, „es ist unglaublich, wie frech und unverfroren heutzutage die armen Leute sind."

Auch er erzählte nun, auf seine Weise, die Geschichte vom Kanarienvogel. Er erzählte, keineswegs boshaft, welchen Spektakel die Kinder des Vogels wegen vollführt hätten und wie er ihn beinahe dagelassen hätte, als er das jämmerliche Schluchzen der kleinen Beraubten anhören mußte. Aber schließlich könne man auch nicht immer nur seinem Herzen nachgeben. Wo ein Geschäftsmann da hingeraten würde, nicht wahr? Und, um auf die Einleitung zurückzukommen: wozu denn arme Leute, die nicht einmal das Brot, das sie essen, bezahlen können, einen Kanarienvogel brauchten? Sie, die Familie Wohlgemuth, die es gewiß besser vermöchte als diese Frau Gabler, die so arm sei wie eine Kirchenmaus, würde sich nie einen solchen dummen Luxus leisten. Wenn Frau Gabler Hühner hätte, wollte er nichts gesagt haben, aber nein, sie hat keine Hühner, sie hat einen Kanarienvogel! Ja, je ärmer solche Leute seien, um so weniger verstünden sie es, zu sparen; das ist eine alte Erfahrung. Übrigens wolle er den Vogel sobald wie möglich verkaufen.

„Oder willst du ihn, Nelly?" fragte er seine Braut.

Sie sagte, etwas spitz, fand der Bräutigam: „Du willst ihn doch verkaufen. Du kommst doch um dein Geld, wenn du ihn mir schenkst."

„Ja, — natürlich. Aber wenn du ihn haben willst, dann verkaufe ich ihn selbstverständlich nicht. Das ist doch klar. Wenn ich dir mit dem Vogel eine kleine Freude machen kann."

„Ich will es mir noch überlegen", sagte das Mädchen.

Frau Brändli, die zukünftige Schwiegermutter, fragte Wohlgemuth, ob er noch mehr über die Verhältnisse dieser Frau Gabler wisse. Es interessiere sie.

„Ja", sagte Wohlgemuth. „Ihr Mann ist kürzlich durchgebrannt und hat sie mit vier unerwachsenen Kindern sitzen lassen. Jetzt ist sie natürlich bös in der Tinte und hat kaum etwas zu beißen."

„Oje!" sagte Frau Brändli in einem Ton, der zu nichts verpflichtete. Und nach einer Weile:

„Hast du eine Ahnung, warum der Mann das getan hat? Ist die Frau etwa streitsüchtig oder sonst zu nichts nütze?"

„Nein, keines von beiden", sagte Wohlgemuth. „Das glaube ich nicht. Aber der Mann war halt ein Lump!"

„Oje!" rief Frau Brändli abermals aus. „Die arme Frau weiß jetzt vor lauter Sorgen gewiß schier nicht, wo ein und aus! So etwas ist doch traurig. Aber die Kinder dauern einem so."

„Ja, das ist wahr", sagte Wohlgemuth.

Nelly sah ihn von der Seite her scharf an.

„So, dauern sie dich auch?" fragte sie.

„Nun", sagte er und blickte sie arglos an: „Wenn du willst, was man eben so dauern nennt. Dauern sie dich nicht?"

„Oh doch, sehr!" sagte sie. „Aber hör' einmal," und sie sah ihn dabei noch durchdringender an als vorhin, „du hast ihnen doch ihren Kanarienvogel gestohlen!"

Da stieg ihm das Blut in den Kopf.

„Bitte!" sagte er. „Gestohlen habe ich ihn nicht. Ich habe mich einfach bezahlt gemacht."

Nelly erhob sich.

„Gewiß haben Sie das, Herr Wohlgemuth. Sie haben sich bezahlt gemacht. Und wie! Pfui Teufel!"

Und das junge Mädchen, welches tagsüber in einem Büro auf der Schreibmaschine schrieb, schritt aus dem Zimmer wie eine Fürstin.

Wohlgemuth war einstweilen sprachlos.

Frau Brändli rief, ein wenig quietschend vor Angst (die gute Partie war in Gefahr):

„Nelly!"

Aber die Tochter wandte nicht einmal den Kopf zurück.

Posthalter Brändli ließ die Zeitung sinken und fragte verwirrt:

„Was ist? Was gibt's?"

„Abschied", sagte Wohlgemuth, der sich erhoben hatte und mit seinem jetzt sehr blassen Gesicht spöttisch zu lächeln versuchte, so gut es gehen wollte.

Herr Brändli, welcher gewohnt war und verlangte, als Autorität behandelt zu werden, hieb mit der Faust auf den Tisch.

„Was es gibt, will ich wissen!" schrie er. „Seid Ihr plötzlich verrückt geworden?"

„Ich nicht, aber andere Leute", sagte Wohlgemuth, trat zur Tür, nahm im Gang den Hut vom Haken und ging.

Auf der Straße wurde er von einer besinnungslosen Wut angepackt, die immer stärker wurde, je mehr er sich dem väterlichen Hause näherte.

Als der Wütende daheim in sein Zimmer eintrat und das elektrische Licht aufdrehte, riß der Kanarienvogel, aus dem Schlafe aufgeschreckt, sein Köpfchen aus den aufgeplusterten Federn empor und schaute, als ob auch er fragen wollte: was gibt's?, mit seinen glänzend schwarzen, kugeligen Äuglein auf den Ankömmling hin.

Wohlgemuth, rasend vor Ingrimm, trat an den Käfig heran, schob das Türgitterchen hinauf, erhaschte das in Todesängsten herumflatternde Tierchen, zog es brutal aus dem Käfig, schmiß es mit Wucht auf den Boden, hob die kleine Leiche auf und warf sie zum Fenster hinaus.

Hierauf zertrat er den Käfig, löschte das Licht und verließ das Zimmer.

4.

Am nächsten Tag, als Wohlgemuth mit seinen Eltern beim Mittagessen saß, er war einziges Kind, sprach man natürlich von nichts anderem als von gestern, obgleich der junge Mann dieses Gespräch gerne vermieden hätte.

Er schämte sich jetzt im stillen, daß er den kleinen, schuldlosen Vogel so ruchlos überfallen und getötet hatte, daß er seine überbordende Wut auf eine so jämmerliche Weise sich hatte austoben lassen, aber... Nun, genug davon!

Auch war es ihm unangenehm, wenn schon er sich der Ursache nicht völlig bewußt wurde, daß man während des Kauens von Speisen, mit breiigen Bissen im Munde, über Nelly verhandelte. Er hätte sich seine Gedanken über das Mädchen lieber alleine gemacht. Aber da er es leider nicht vermochte, so zu tun, wie er es sich vorgenommen hatte, nämlich scheinbar unbekümmert zu Tische zu sitzen, so konnte er einem solchen Gespräche nicht ausweichen.

Es ist begreiflich, daß auch das Essen dem jungen Manne heute nicht besonders schmeckte. Zudem sah er übernächtig und angegriffen aus, und Frau Wohlgemuth, die ihren Einzigen abgöttisch liebte und ihn von Kindheit an wie ein zerbrechliches Kleinod behütet und wie ein Schoßhündchen gehätschelt hatte, konnte bei dem betrübenden Anblicke, welchen ihr Sohn heute bot, unmöglich ruhig bleiben.

Es ist nicht unwichtig, hier beizufügen, daß ihre Gemütswallungen durchaus nicht von eindeutiger Art waren. Sie frohlockte innerlich darüber, daß es nun, wie sie dachte, so hatte kommen müssen. Denn sie liebte, ohne es wahrscheinlich zu wissen, ihren Sohn nicht allein mit mütterlichen Gefühlen, nein, sie war recht eigentlich verliebt, und sie hatte in dem jungen Mädchen — nie würde sie es zugegeben haben! — immer nur die Rivalin gesehen, eine Feindin, die ihr das Teuerste, was sie hatte, wegnehmen wollte.

Sie haßte das junge Mädchen!

Und nun hatte sich plötzlich ein Wunder ereignet. Die andere, die jüngere und hübschere, wenn auch nicht zärtlichere, hatte ihren Anspruch und Einfluß auf Erwin brüsk und Knall auf Fall aufgegeben. Was bedeutete das, wenn man es sich genau überlegte? Es bedeutete, daß der Hätschelmann ganz an den liebenden Busen der Mutter zurückkam, ja, er konnte nun ganz wieder von ihrer besorgten Zärtlichkeit umhüllt werden. Oh, sie wollte ihn weich umhüllen; wie in Watte eingewickelt, sollte ihn kein rauhes Lüftchen mehr berühren. Insofern begrüßte sie den Zwischenfall dankbaren Herzens.

Andernteils empörte sie sich doch auch darüber, daß man es gewagt hatte, ihrem Erwin mir nichts dir nichts einfach den Sack vor die Füße zu werfen, daß sich diese junge Gäxnase herausnahm, ihren Goldenen deutlich zu verachten.

„Iß doch, mein Lieber!" sagte sie sanft. „Du wirst mir sonst noch krank. Nimm es dir doch nicht so zu Herzen... Nein aber, so etwas! Du hast ja keine Tunke auf deinem Braten!"

Sie schöpfte ihm Tunke in den Teller.

„Oder soll ich dir Spiegeleier machen?"

Der Sohn schüttelte den Kopf. Er fühlte, wie die Wut langsam wieder in ihm hochstieg. Das weinerliche Getue der Mutter ging ihm auf die Nerven. Aber er suchte sich noch zu beherrschen. Immerhin war ein leises Donnergrollen zu hören.

„Nein, nein", sagte der Sohn. „Laß mich lieber ein wenig in Ruhe."

Die Mutter war beleidigt. Eifersucht blitzte aus dem Gewölke ihres Gemütes.

„Hör' einmal, Erwin. Diese Gäxnase ist wirklich nicht wert, daß du ihr dummes, eingebildetes Tun so schwer nimmst, wie du es tust. Herrje, du kannst ja Mädchen haben, so viele du willst, an jedem Finger eines, wenn es sein muß! Wir sind doch nicht einfach Pack! Wir sind geachtete und wohlhabende Leute, denke ich!"

Vater Wohlgemuth, der sich seinen Appetit nicht stören ließ, beleibt und wohlgemut, wie es sein Name sagte, immer zum Frieden neigend, hob seinen, mit einem schwarzen, blumenbesternten Sammtkäpplein bedeckten Kopf, sah zum Sohn hinüber und sagte begütigend: „He ja, en andri Muetter häd au es liebs Chind!"

Aber der Sohn stieg auf diesen Ton nicht ein.

„So," sagte er unwirsch, „es wäre mir recht, wenn jetzt mit diesem Thema Schluß gemacht würde."

Und zur Mutter hinüber:

„Daß du es weißt: Nelly ist keine Gäxnase. Alles andere als das. Aber ich bin ein Esel!"

Der Vater lachte.

„Das mußt du ja am besten selber wissen!"

5.

Als Sonntag und schönes Wetter war (die Geschichte mit dem Kanarienvogel passierte an einem Dienstag), fuhr Nelly Brändli zu einer Freundin in die nahe Stadt, um mit ihr den verabredeten Bummel nach Waldberg hinauf zu machen.

Nelly Brändli, dreiundzwanzig Jahre alt, war eines jener Mädchen, wie man sie heutzutage ziemlich häufig antrifft. Aufgeweckt, intelligent, mit einem durch tägliche Turnübungen straff gewordenen Körper und Willen, einen Beruf ausübend, der ihr ein einfaches Auskommen ermöglichte, ausgesprochen hübsch, hatte sie keinen Grund, immer nur daran zu denken, wie sie es anstellen solle, um rasch unter die Frauenhaube zu kommen. Ganz im Gegenteil! einstweilen eilte es noch gar nicht. Sie konnte sich überhaupt nicht vorstellen, daß sie, sollte es ihr bestimmt sein, unverheiratet zu bleiben, deswegen etwa unglücklich werden könnte.

Im übrigen hatte sie von den Beziehungen der beiden Geschlechter zueinander keine romantischen Vorstellungen. An ein Auf-den-Händen-herumgetragen-werden glaubte sie nicht, an den Himmel auf Erden auch nicht. Sie verlangte weder das eine noch das andere. Sie war eines jener tapfern Mädchen von heute, die gewillt sind, das Leben zu sehen, wie es ist.

Nelly beobachtete die Ehe ihrer Eltern. Diese Ehe war nicht gerade unglücklich; aber ein Himmel auf Erden war sie auch nicht. Man hatte außerdem Gelegenheit, da und dort ein bekanntes Ehepaar ein wenig zu studieren. Nelly sah nicht viel, aber was sie zu sehen bekam, stimmte sie nachdenklich. Damit nicht zufrieden, suchte sie sich auch über die intimen Beziehungen zwischen Mann und Frau auf anständige Art (anständig in dem Sinne, daß sie sich nicht vor sich selber beschmutzt vorkam) Klarheit zu verschaffen. Sie las volkstümlich-medizinische Bücher, besuchte hin und wieder aufklärende Vorträge und hygienische Ausstellungen, sah sich einen Film über das Werden des Menschen an und empfand nach alledem das prüde Tuscheln und Erröten in ihren Kreisen, besonders der älteren Frauengeneration, als eine ihr unverständliche Verlogenheit und Dummheit. Gewiß, selbstverständlich auch Dummheit, würde Nelly zu einem Widersacher gesagt haben —, denn Lüge ist ja fast immer auch Dummheit!

6.

Man wird sich nun vielleicht ein wenig darüber wundern, wie dieses aufgeweckte, gescheite und hübsche Mädchen dazu gekommen war, sich mit dem jungen Wohlgemuth, von dem wir ja freilich noch recht wenig wissen, zu verloben. Aber es gibt darüber nicht viel zu erzählen.

Traugott Brändli ist Posthalter in Seewil. Vater Wohlgemuth, Erwin seines Vornamens, wie der junge, ist Bäckermeister daselbst. Die Familien kennen und besuchen sich gegenseitig seit vielen Jahren. Sie sind so eng miteinander befreundet, daß sie sich angewöhnten, Freuden und Sorgen miteinander zu teilen, wodurch, auch ohne verwandtschaftliche Beziehungen, schon eine Art Verwandtschaft zwischen ihnen bestand. Die beiden Frauen und Männer machten wöchentlich zweimal, am Mittwoch und am Samstag, ihren Kreuzjaß. Das Spielgeld kam in eine gemeinsame Reisekasse.

Erwin und Nelly, die Kinder von gleichem Alter, hatten den größten Teil ihrer Schulzeit gemeinsam in denselben Schulstuben verlebt. Sie sahen sich auch sonst recht häufig, und auf ganz natürliche Weise war es schließlich so weit mit ihnen gekommen, daß sie glaubten...

Aber noch einmal sei es gefragt: War der junge Wohlgemuth nicht ein wenig zu simpel für Nelly? Hätte sie nicht ein anderes, würdigeres Exemplar finden können? Ging sie nicht ein wenig sträflich leichtsinnig mit ihrem Schicksal um, als sie diese Wahl traf?

Nein, müssen wir antworten. Man täte Nelly Unrecht, und nicht nur ihr, sondern auch dem jungen Wohlgemuth. Denn ein Mensch ist kein Warenhausartikel, für den man einen bestimmten Preis festsetzen kann. Ein Mensch ist etwas Lebendiges und Wechselvolles, ein Geheimnis und vor allem ein beseeltes Wesen. Da diese seine Seele zweien Kräften, dem Guten und dem Bösen zugehört und diese Kräfte sich fortwährend verändern und nur selten im Gleichgewicht sind, so muß oder sollte der Mitmensch jederzeit auf Überraschungen gefaßt sein. Neue, bisher völlig ungeahnte Äußerungen seines Inwendigen können plötzlich, wie Lavaströme aus einem Feuerberge, aus ihm hervorbrechen. Deshalb wird ein kluger Mensch von einem andern nie behaupten: Er ist so und so. Und weil er so ist, gefällt er mir, und ich will ihn für mich haben.

So zu denken ist Kinder- und Frauenart. Aber Nelly Brändli, der wir eine Ausnahme zugestehen, weil sie, es bleibt dabei, ein ausbündig lebenskluges Mädchen war, dachte nie daran, sich den guten Burschen Erwin gewissermaßen für Zeit und Ewigkeit aneignen zu wollen. Sie hatte ihn, dürfen wir sagen, auf Probe. Sie mochte ihn recht wohl leiden, ohne an ihm geradezu den Narren gefressen zu haben, und fand fürs erste an ihm nicht mehr und nicht weniger auszusetzen, als an jedem andern Manne auch. Dies muß zu ihrer Rechtfertigung genügen. Schluß damit! Wie sie, kurz entschlossen, handelte, als Wohlgemuth ihr unversehens zu einem fremden, mehr, zu einem Menschen wurde, den sie verachten mußte, das wissen wir ja.

7.

Aber nun ist Sonntag und schönes Wetter. Nelly befindet sich unterwegs zu ihrer Freundin in der Stadt, ihrer besten Freundin, mit der zusammen sie den Ausflug nach Waldberg hinauf machen will.

Nelly hatte an jenem Abend, vergangenen Dienstag, als der Krach vorbei war, heiß vor Entrüstung und Zorn, in ihrem Zimmer darüber nachgedacht, was jetzt vorweg zu tun sei. Sie wußte sich lange keinen Rat. Aber dann fiel ihr auf einmal ein, vor allen Dingen müsse der brutale Raub an den Kindern wieder gutgemacht werden. Ihr Herz schrie nach Gerechtigkeit! Ja, dies ist vielleicht der hervorstechendste Zug ihres Wesens: nichts vermag sie dermaßen zu empören, als zu sehen, daß Unrecht geschieht, und sie warf sich, wo es anging, dagegen in die Bresche.

Erst als sie darüber im klaren war, was zu tun sei, als sie wußte, sie würde morgen in der Stadt einen Kanarienvogel kaufen und ihn sobald wie möglich, am nächsten Sonntag, den Kindern bringen, konnte sie einschlafen. Das eigene Geschick oder Ungeschick machte ihr keine so große Qualen, daß in ihr das Gefühl aufkommen konnte, sie müsse nun verzweifeln.

Um aber zu Hause nicht noch mehr Ärgernis anzuhäufen (die Eltern hatten ihr brüskes Vor-

gehen gegen den Bräutigam keineswegs gebilligt), hatte Nelly die Freundin, eine Klassengenossin aus der Handelsschule, von der Begebenheit unterrichtet und sie gebeten, den kleinen, goldgelben Gast einstweilen zu beherbergen.

„Gerne!" sagte Lydia. „Und wenn es dir recht ist, komme ich am Sonntag mit."

Sie bewunderte Nelly. Sie ergriff sie an den Schultern und gab ihr einen Kuß.

„Du bist ein Prachtskerl!" rief sie begeistert aus. „Ich will nichts gegen deinen, wie ich annehme, nur einstweilen verflossenen Bräutigam gesagt haben. Aber daß du ihn so in den Senkel gestellt hast, das finde ich einfach herrlich! Das wird er sich merken, wenn er nicht ein Lump ist. Entschuldige, daß ich das sage, aber es wäre ja möglich."

Nelly entgegnete ruhig:

„Nein, ein Lump ist er nicht. Er ist auch nicht ein roher Mensch von Grund aus, ich hätte es sonst früher merken müssen, ich kenne ihn ja schon ziemlich lange. Es ist einfach eine sträfliche Gedankenlosigkeit, die er sich hier hat zuschulden kommen lassen. Das ist alles. Aber freilich, es ist genug. Ich kann doch mit einem Menschen, der nicht über sich selber ein wenig nachdenkt, keine Ehe eingehen."

8.

Die beiden Mädchen hatten sich beizeiten auf den Weg gemacht, damit sie Frau Gabler und ihre Kinder, die nachmittags vielleicht spazieren gingen, zu Hause antreffen würden. Um sieben Uhr fuhren sie, Richtung Hasenwiese, in einem Tramwagen durch die Stadt, und als die Kirchenglocken den Gottesdienst einzuläuten begannen, waren die Freundinnen im Walde, auf derselben Straße, auf der wir vor einiger Zeit Frau Gabler ihren Kinderwagen schieben sahen.

Auch die Mädchen waren fröhlich, auch ihre Augen leuchteten. Den Straßenborden entlang sahen sie blühende Gräser mit ihren feinen Rispen im Morgenwinde wehen. Gelber Löwenzahn und Hahnenfuß leuchtete in den Tag hinein, Salbeisiedlungen und weiße, großblumige Margriten erfreuten die schauende Seele.

Nelly trug den mit einem Packpapier umhüllten Vogelkäfig mit dem Kanarienvogel darin bald in der einen, bald in der andern Hand, und zeitweise übergab sie ihn Lydia, die ihn auch tragen wollte.

Die beiden Mädchen sprachen nur wenig miteinander. Sie waren froh, die herrliche Stille und wohltuende Ruhe hier im Walde ein wenig genießen zu dürfen, Leib und Geist von der Mühe und dem Lärm der Wochentage in freier Natur sich erholen zu lassen, in dieser farbenfrohen und sanften Pflanzenlieblichkeit unaufdringliche Wohlgerüche schweigend und tief einzuatmen. Sagten sie ab und zu doch etwas, so waren es Gedanken über Frau Gabler und ihre Kinder und über ihre, Nellys und Lydias seltsame sonntägliche Mission.

Nicht rasch, aber ohne zu verweilen vorwärtsschreitend, kamen sie nach etwa einer Stunde auf den flachen Hügelrücken, auf dem Waldberg liegt, hinauf, gelangten bald ins Dorf und fragten irgend jemanden nach Frau Gablers Wohnung.

Es war den beiden jungen Mädchen etwas eigentümlich zumute, als sie vor der Haustüre standen. Sie verspürten einiges Herzklopfen, obgleich ihr Besuch doch nur einer armen, von Glück und Menschen verlassenen Frau galt und der Zweck ihres Besuches reine, lautere Güte war.

Frau Gabler erschrak, als an der Tür geklopft wurde. Wer mag das sein? dachte sie. Armenbehörde — schlimme Nachricht, zuckte es ihr durch den Kopf. Sie strich rasch ihr Gewand zurecht (sie trug noch die Werktagskleider) und ging hinaus, um zu öffnen.

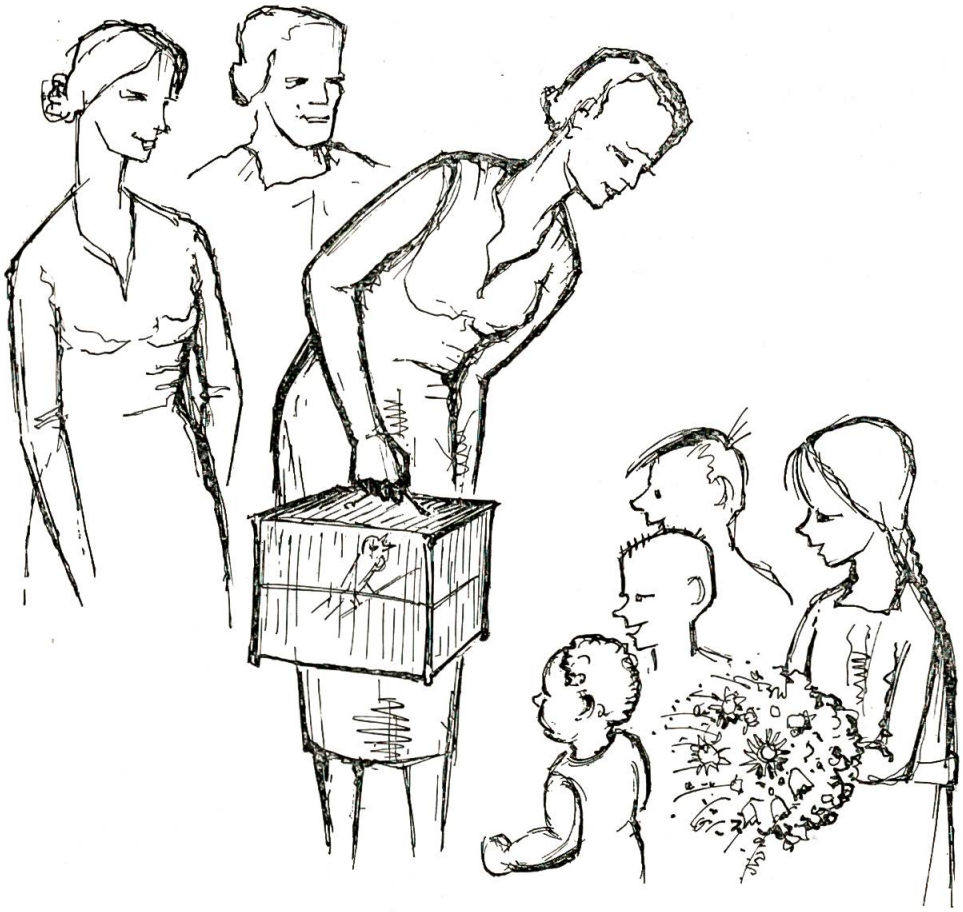
Zwei unbekannte, städtisch gekleidete Fräulein standen vor ihr.

„Grüß Gott! Wohnt hier Frau Gabler?" fragte Nelly.

„Ja, ich bin es", sagte Frau Gabler.

Sie bäten, fuhr Nelly fort, um Verzeihung wegen der Störung und besonders darum, daß sie Frau Gabler so früh am Tage überfielen.

„Bitte," sagte Frau Gabler, „kommen Sie nur. Aber sie müssen ein Auge zudrücken; es ist in der Stube leider noch nicht alles so, wie es sein sollte. Ich habe gestern bis um halb zwei Uhr nachts geschafft, weil ich eine Arbeit fertig machen mußte. Da ist es heute mit dem Aufstehen ein bischen schwerer gegangen als sonst."



„Es Vögeli! Es Kanarievögeli!"

Sie zog zwei Stühle unter dem Tisch hervor und wischte mit ihrer Schürze darüber.

„Bitte, nehmen Sie Platz."

Nelly stellte ihr Paket auf den Boden. In diesem Augenblicke piepste der Vogel hinter der Papierhülle.

Die beiden Mädchen lächelten einander zu.

Und Nelly begann, Frau Gabler den Zweck ihres Besuches zu erklären. Sie sei, sagte sie, Wohlgemuths Braut und möchte den Kindern ihren Kanarienvogel zurückbringen. Leider sei es nicht mehr der gleiche. Aber sie hoffe, die Kinder werden sich bald an den neuen Kameraden gewöhnen und ebenso große Freude an ihm haben wie an dem frühern. Wegen Wohlgemuths Vergehen bitte sie vielmals um Entschuldigung; sie glaube übrigens, daß es nicht böser Wille von ihm gewesen sei, sondern einfach eine dumme Gedankenlosigkeit. Und hier sei für die Kinder noch ein wenig Schokolade. Ob sie noch schliefen?

Frau Gabler traten Tränen in die Augen.

„Oh, Sie sind gütig, ich danke Ihnen tausendmal. Gott soll es Ihnen vergelten!..."

Nein, die Kinder seien schon längst auf. Sie seien alle vier unterwegs, um einen Sonntagsblumenstrauß zu suchen.

Der Vogel piepste wieder.

„Ach, das wird eine Überraschung werden!" rief Frau Gabler aus. „Nochmals tausend Dank, Fräulein!"

Nelly errötete.

„Nein, Frau Gabler, Sie dürfen mir nicht danken. Sie dürfen doch für ein Unrecht, das man Ihnen angetan hat, nicht noch danken!"

Frau Gabler lächelte unter Tränen.

„Ich danke ja nicht für das Unrecht. Ich danke für Ihre Güte."

„Nein," sagte Nelly und wollte auf ihrer Meinung beharren, „das ist keine Güte von mir. Ich tue nur etwas Selbstverständliches."

„Ach, Güte ist leider nichts Selbstverständliches", erwiderte Frau Gabler darauf. „Wenn man einen gütigen Menschen findet, so muß man dafür danken. Es passiert einem selten genug."

Man hörte Kinder singen.

„Jetzt kommen sie!" rief Frau Gabler erfreut.

Und schon standen sie unter der Tür.

Lineli, das älteste, kam voran und trug einen mächtigen Wiesenblumenstrauß im Arm. Dann kamen zwei Knaben und zuletzt das jüngste, Vreneli, ein etwa Vierjähriges.

Die Kinder waren sehr scheu.

Auf der Mutter Geheiß gaben sie den Besucherinnen die Hand, sagten zaghaft Grüß Gott und standen dann schweigend und staunend beiseite.

Nelly löste die Schnur von ihrem Paket.

Vreneli streckte neugierig das Wundernäschen.

Als es sah, was zum Vorschein kam, vergaß es plötzlich seine Schüchternheit und jubelte:

„Es Vögeli! Es Kanarievögeli!"

Nelly übergab das Geschenk den Kindern.

„Es gehört euch."

Diesmal riefen die Kinder ungeheißen:

„Danke! Danke vielmals!"

Nelly fragte die Freundin stumm, nur mit den Augen: Wollen wir gehen?

Lydia nickte: Ja.

Die beiden Mädchen erhoben sich.

Da faßte Frau Gabler rasch einen Entschluß.

Sie dürfe es gewiß fast nicht sagen, aber es würde sie gar sehr freuen, wenn die Fräulein mit ihnen zu Mittag essen wollten. Wenn es ihnen nicht zu wenig sei. Braten gäbe es leider keinen. Fleisch sei für unsereinen zu teuer. Aber eine gute Suppe und Gemüse und Beeren aus dem Garten. Wirklich, es würde sie grüseli freuen, wenn die Fräulein ihre Gäste sein wollten.

Nun gab es viele Wenn und Aber.

Plötzlich kam Nelly in den Sinn, sie mache da ein übertrieben wichtiges Gerede um etwas, das doch im Grunde so herzlich einfach war.

„Wenn es dir recht ist, so bleiben wir", sagte sie zu Lydia.

Es war ihr recht.

9.

Der geknickte Bräutigam hätte sich gerne mit Nelly ausgesöhnt, doch waren die Widerstände, die ihn an einem solchen Versuche hinderten, noch zu groß. Widerstände welcher Art? werden wir fragen. Nun, natürlich einmal die einfältige Meinung, daß Nelly es gewesen sei, die den Bruch verursacht habe, daß es also an ihr liege, den ersten Schritt zum Frieden zu tun. Als ein Mann von Ehre konnte er sich das nicht zumuten. Nur schade, daß es so lang dauerte, bis Nelly es merkte.

Daß er sich neulich, in Gegenwart seiner Eltern, selber einen Esel geheißen hatte, schien der Jüngling inzwischen wieder vergessen zu haben.

Seine Mutter, an die er sich, mehr als eigentlich nötig war, wandte, bestärkte ihn selbstverständlich in dieser verkehrten Auffassung von Unbeugsamkeit, Männerstolz und Charaktersteife. In Momenten zwar, wo diese falschen Grundsätze ihn nicht bestärkten, die Sehnsucht nach Nelly seine Eigenliebe überwand, schämte er sich innerlich vor dem Mädchen und tat ihr im stillen Abbitte. Aber im ganzen war er einstweilen noch zu feige, um die dann und wann vorüberhuschende Erkenntnis, er müsse den verfuhrwerkten Karren wieder aus dem Dreck herausziehen, festzuhalten. Statt sich ein für allemal offen und ehrlich einzugestehen, daß es wirklich eine Lumperei war, die er sich da geleistet hatte, tapezierte er sein Gewissen immer wieder mit läppischen Phrasen, die ihm der Mund der Mutter oder sein eigener Dünkel lieferte.

Damit war diese Angelegenheit freilich nicht erledigt, denn Wohlgemuth, so affendumm er sich vorderhand auch noch gebärdete, war, wir wiederholen es, kein Artikel aus einem Warenhaus, sondern ein Mensch mit einer lebendigen Seele. Und diese Seele in ihm gab sich nicht so leicht zufrieden. Sie gab nicht zu, daß eine Tat wie der Raub und Mord des kleinen Vogels und daß ein Mensch wie Nelly einfach mir nichts dir nichts auf die Seite gedrängt werden konnten.

Nein, das ganze kleine Drama wurde immer wieder von neuem und immer ein wenig verändert auf der Bühne seiner nächtlichen Träume aufgeführt. Und Wohlgemuth mußte Zuschauer sein, ob er wollte oder nicht. Diese Traumbilder verfolgten den jungen Mann sehr oft auch in den Tag und in die Arbeit hinein, und davon wurde er immer nachdenklicher und blasser, und jedermann konnte sehen, ohne daß einer deswegen schon ein Pfiffikus zu sein brauchte, daß dem Bäckermeisterssohn etwas fehlte, daß ihn der Schuh drückte.

Er selber wußte durchaus nicht (weil er trotz allem immer noch den Beleidigten spielte), wie er diesem unerquicklichen Zustande ein Ende machen könnte. Aber als ihn einer seiner Freunde unvermutet aufforderte, mit ihm eine Bergtour zu machen, da war er ungeheuer froh über diesen Vorschlag, und er nahm ihn mit einer fast stürmischen Begeisterung entgegen.

10.

An einem Julimorgen reisten sie nach dem Berner Oberland ab. In Interlaken verein-

barten sie mit einem Führer eine Besteigung des Finsteraarhorns.

Jetzt war man unterwegs nach dem Studerfirn.

Der Firn war zerklüftet, von neuen Spalten durchzogen. Neuschnee verhüllte sie leicht. Es hieß aufpassen. Sagten wir's nicht? Eben schien Wohlgemuth in einem gähnenden Gletscherschlund zu versinken. Aber es war zum Glück nicht gefährlich. Die Begleiter (Wohlgemuth ging in der Mitte) strafften das Seil. Der Versunkene wurde emporgeschnellt und krabbelte auf allen Vieren aus der eisigen Falle heraus.

Am Felsgestell des mächtigen Berges wurde gegessen und kurze Mittagsrast gehalten. Plötzlich verschwand die Sonne, die bis anhin stechend herniedergebrannt hatte, hinter einer Wolke. Der Wind begann auf eine unheimliche, höhnisch-giftige Art zu singen. Der Führer sprang erschrocken auf, schnupperte wie ein Hund mit der Nase in der Luft herum, runzelte die Stirn und sagte:

„Es ist ein Schneesturm im Anzug. Wir müssen rasch der Hütte zu!"

Aber das war nicht so einfach zu machen, wie es gesagt war. Es schien, als sei, seit einem Handumdrehen, nun überall der Teufel los. Der Gesang des Windes wurde zu einem Heulen, Schneeschwaden wurden durch die verfinsterte Luft gepeitscht. Der Sturm war von einer solchen Gewalt, daß die Bergsteiger, um vorwärts zu kommen, weit vornübergeneigt gehen mußten, ja, sie legten sich geradezu auf den Wind.

Holla! Jetzt ist Gefahr im Verzug!

Der weiße Tod spielt zum Tanze auf. Die drei Männer wissen es, und das Leben in ihnen verdoppelt sich. Sie kämpfen. Dichter fällt der Schnee, undurchsichtiger wird die Luft, mühsamer das Vorwärtskommen. Aber kommen sie denn überhaupt vorwärts? Kommen sie ihrem Ziele, der Hütte, näher? Der Schnee wird tiefer, geht bis zu den Knien, eine Stunde später bis zu den Hüften.

Ist die Hütte noch immer nicht zu sehen?

Nein, nichts.

Also Mut, ihr Männer! Der Wille zum Leben muß sich in euch verzehnfachen, sonst seid ihr verloren! Der weiße Tod spielt auf, spielt unermüdlich zum Tanze auf, will euch atemlos, will euch kopflos machen. Mut, ihr Männer!

Es wird Nacht. Stockdunkel.

„So, jetzt weiß ich nicht mehr wo aus und ein", sagt der Führer. „Die Hütte muß in der Nähe sein, aber wo, weiß ich nicht. Es hat keinen Zweck, in der Dunkelheit weiter zu suchen. Wir müssen hier ausharren, bis der Morgen kommt."

Mit vieler Mühe bauen die drei eine mannshohe Stein- und Schneemauer, um vor dem ärgsten Anprall des Sturmes ein wenig geschützt zu sein. Mit halbsteifen Fingern werden die Spirituskocher aus den Rucksäcken geholt; eine Maggisuppe brodelt in den Aluminiumpfannen, Brot und Speck stärken das ermattete Leben.

Eia, die Lebensflamme brennt wieder! Gevatter Tod, wir sind noch da!...

Endlich hatte sich der Sturm gelegt. Die Sterne glitzerten am Himmel in einer Pracht, mit der verglichen alles irdische Edelgestein nichts als eine kleine, billige Puppenniedlichkeit war.

Es war kalt, bitterkalt.

Die Männer gingen im Kreise am Seil. Das Seil war an einem sicher verankerten Eispickel festgeknotet. Der weiße Tod spielte nicht mehr Furioso, er spielte jetzt Adagio. Leise, leise, ein Wiegenlied, eine Schlafweise. Ja, schlafen möchte man, nichts als schlafen.

Aber heda! Mut, ihr Männer!

Es beginnt langsam zu dämmern.

Wie spät ist es?

Drei Uhr morgens.

In einer Stunde wird es Tag!

Der junge Wohlgemuth, ein biederer, nur leider etwas gedankenloser Mensch, von einer engherzigen Mutter verwöhnt und ermuntert, lächerlichen Herrschergelüstchen zu frönen, wurde in dieser harten Nacht zu einem ernsten Mann. Oh, er hatte Zeit zum Nachdenken. Jeder Kreis um den Pickel herum dauerte eine Ewigkeit lang. Das ganze Leben ließ sich von hier aus überblicken, nach hinten, nach vorn, nach allen Seiten und Kanten, in die Höhe und in die Tiefe. Und siehe da, nun fiel es dem jungen Menschen wie Schuppen von den Augen. Er sah, innerlich lächelnd, einen aufgeblasenen Wicht kläglich zusammenschrumpfen; er sah Dinge, denen er

großen Wert beigemessen hatte, völlig sinnlos werden.

Hundertmal ging er im Kreise herum, und noch war es nicht Morgen.

„Weiter", sagte der Führer mit seiner rauhen Baßstimme.

Und Wohlgemuth raffte sich auf, trabte und dachte. Nie zuvor hatte er so viel gedacht. In seinem ganzen Leben hatte er nicht so viel gedacht wie in dieser Nacht auf dem Berge. Er hatte Zeit, Zeit genug, an alles zu denken. Er dachte an Nelly, dieses hübsche und kluge Mädchen, das er gerne zur Frau haben wollte. Er dachte auch an Frau Gabler, an ihre Kinder und an ihren Kanarienvogel, er dachte an alles.

Ich begreife mich nicht mehr, dachte er. Aber das ist ja auch nicht nötig. Ich spüre, daß ich etwas Neues geworden bin. Ich habe mich, vielmehr es hat mich verwandelt. Nelly hat den Anfang gemacht, und der Berg bringt es zu Ende. Ich weiß jetzt, daß ich bis heute nur immer obenauf gelebt habe. Nun aber sind mir die Tiefen aufgetan worden, und ich sehe mehr als nur die Oberfläche. Es ist mir, als ob ich bis heute in einem dunklen Keller gelegen hätte.

Während Wohlgemuth dies dachte, bedeckte sich der Himmel mit Morgenröte und die Männer wurden, gar nicht weit von ihrem Kampf- und Denkplatz entfernt, die Oberaarhütte gewahr, grüßten sie mit überglücklichem Jauchzen, grüßten einander mit frohem Handschlag und Blick, rafften die Säcke auf, gingen der Hütte zu, genossen das unendlich köstliche Behagen sicheren Geborgenseins und taten dann einen langen Schlaf bis in den späten Mittag hinein.

11.

Dem ersten Besuche Nellys bei Frau Gabler folgten andere. Zuweilen kam die Freundin Lydia mit, oft ging Nelly auch allein. Es drängte sie, den armen Leuten beizustehen, so gut sie konnte. Sie empfand die äußere Not dieser braven, fleißigen Menschen, die von einem Tage zum andern nie wußten, ob morgen etwas zu essen da sein werde oder nicht, als ein empörendes Unrecht, gegen das sie sich, wie gegen alles Unrecht, heftig auflehnte.

Anfangs hatte sie es bei einem ehrlichen Zorne bewenden lassen, aber bald sah sie ein, daß Frau Gabler damit herzlich wenig geholfen sei, und da es nicht in ihrer Macht lag, die sozialen Zustände wie sie nun einmal waren, zu ändern, führte ihr reges Mitempfinden sie von selber zur tätigen Hilfe.

Ach, auch damit war wenig getan, aber es war immerhin etwas getan, es war besser als nichts tun, und weil es sich bei Nelly wirklich nicht darum handelte, einen pharisäischen, anmaßenden Wohltätigkeitstrieb zu befriedigen, der einem immer wieder bestätigen muß, ein wie guter Mensch man doch sei, wurde ihre Hilfe keine Last, sondern ein Segen für alle, die an ihr teilhatten.

Es wäre durchaus nicht im Sinne des jungen Mädchens gehandelt, wenn wir darüber viele Worte verlieren wollten. Es sei hier nur noch angemerkt, daß Nelly jedesmal in eine Art fast komischer Entrüstung hineingeriet, wenn sie sah, daß Frau Gabler sich gegen ihr hartes Schicksal nicht mit mehr sichtbarem Trotz wehrte, viel eher ihr Ungeschick gewissermaßen guthieß. Wenn sie zu Nelly etwa sagte: „Es wird eben so sein müssen, wie es ist", dann fuhr das Mädchen auf wie von einer Natter gebissen:

„Unsinn! Es muß nicht so sein, Frau Gabler! Sie dürfen nicht einfach zu allem Ja und Amen sagen. Warum muß es so sein, wie es ist? Die Welt ist schlecht eingerichtet, ich meine, sie wird von den Menschen schlecht verwaltet. Ich glaube unbedingt daran, daß sie sehr wohl besser eingerichtet sein könnte."

Dann lächelte Frau Gabler.

„Ja," sagte sie, „sie könnte schon, gewiß, aber sie ist eben nicht besser. Wenn ich mich nicht damit abfinden würde, wenn ich nicht immer wieder in meine kleine, aber wohltuende Zufriedenheit hineinflüchten könnte, so müßte ich ja verzweifeln."

Selbstverständlich daß ab und zu auch von Wohlgemuth gesprochen wurde. Nelly hatte Frau Gabler im Verlauf ihrer Besuche in den wahren Sachverhalt eingeweiht, ihr mitgeteilt, daß sie die Verlobung mit dem jungen Mann seines dummen und gemütsrohen Streiches wegen aufgelöst habe. Scheinbar gemütsroh, fügte sie

hinzu und wiederholte, daß sie im Ernste nicht daran glauben könne, daß Wohlgemuth ein innerlich verkommener Mensch sei. Jedenfalls lasse sie ihm Zeit, aufzuwachen, falls ihm daran gelegen sei. Wenn nicht, nun so würde sie sich eben doch in ihrem Glauben getäuscht haben, und dann wäre es um so besser, daß die Bande zwischen ihnen zerschnitten wurden.

Frau Gabler sagte: Nein, das sei ihr nicht recht, daß sie die Schuld an dem Unheil trage. Es bedrücke sie — — —

Aber Wohlgemuth war ja inzwischen, wir wissen es, bereits erwacht. Als er wieder einmal (während einigen Wochen hatte ein Knecht die Fahrt mit dem Brotwagen nach Waldberg hinauf gemacht) selber kutschierte, den grünen Wald zu beiden Seiten und hochgetürmte Wolken über sich am Augusthimmel, Vogelgezwitscher in den Ohren, da rauschte die Lebenslust durch ihn wie ein geschwellter Strom durchs blühende Land, und er begann zu singen vor Wohlbehagen. Und in sein Herz fiel plötzlich, wie eine Sternschnuppe leuchtend aufzuckt in der Nacht, die Gewißheit, daß Nelly ihm nicht verloren sein dürfe und könne. Liebeskraft durchglühte ihn so, daß er vom Wagen sprang und seinem braunen Pferdchen den Hals tätschelte. Und was könnte man sonst noch tun, dachte er. Ich könnte bei Frau Gabler vorbeigehn, sie wegen meiner Missetat um Verzeihung bitten und ihr einen Vierpfünder schenken. Abgemacht! Und die Kinder sollen außerdem ein paar frische Weggli bekommen.

Nun, so leicht wie er es sich gedacht hatte, wurde der Gang zu Frau Gabler nicht, obgleich sie nur eine arme, wenn auch vom Glück und den Menschen nicht mehr ganz verlassene Frau war. Immerhin war dieser Gang leichter zu tun, als der Tanz um den Eispickel damals auf dem Studerfirn.

Und als der junge Mann vor Frau Gabler stand und mit ihr redete, so und so ist das, und ihr dann seine Geschenke darbot, in freundlicher Demut wie ein König aus dem Mohrenland im Stall zu Bethlehem, da zitterten der schlichten Frau die Hände, und die Tränen rannen ihr über die vom Elend gefurchten, eingesunkenen Wangen. Und das, diese Tränen anzusehen, war schwerer als der Tanz um den Eispickel.

„Also nichts für ungut, Frau Gabler", sagte Wohlgemuth, gab ihr die Hand und ging davon.

Und von nun an übergab er immer, wenn er in Waldberg war, irgendeinem Knaben oder Mädchen, dessen er gerade habhaft wurde, einen Vierpfünder mit dem Auftrage, ihn Frau Gabler einzuhändigen. Als Botenlohn erhielt der Träger ein Weggli.

Und eines Tages fügte er dem Brote wahrhaftig einen Käfig, in dem ein Kanarienvogel saß, hinzu.

12.

Mittlerweile war es September geworden. Die Mildtätigkeit des entzweiten Brautpaares begann Frau Gabler je länger je mehr zu bedrücken. Sie wollte und sie mußte hier ihr Teil an Menschengüte auch beitragen, nur wußte sie noch nicht wie. Aber als Nelly ihr bald darauf, nachdem sie zum ersten Male über diese Dinge lange nachgedacht hatte, schrieb, sie werde, falls schönes Wetter sei, am nächsten Sonntag zu Besuch kommen, da wußte sie es.

Sie schickte zwei ihrer Kinder, das Lineli und den ältern Knaben mit einem Briefchen für den jungen Wohlgemuth nach Seewil hinunter und bat ihn, er möchte sie am nächsten Sonntagnachmittag um zwei Uhr besuchen kommen. Es handle sich um eine für ihn sehr wichtige Sache. Falls er nicht durchaus verhindert sei, erwarte sie ihn bestimmt. Mit Gruß! Frau Gabler.

Nelly kam zum Mittagessen.

Frau Gabler befand sich, so schien es Nelly, in einer merkwürdigen Unruhe.

„Was ist auch mit Ihnen? Sie sind heute so seltsam", sagte das Mädchen.

Was mit ihr war? Nun, das sollte einstweilen ihr Geheimnis bleiben. Scheinbar beiläufig erzählte sie im Verlaufe des Essens von dem verwandelten Wohlgemuth und seinen Taten. Die Kanarienvögel sangen dazu.

Nelly errötete und sagte:

„Sie haben ihm doch nicht etwa von unserer Freundschaft erzählt, Frau Gabler."

„Nein", sagte Frau Gabler. „Keine Silbe. Übrigens ist er nur ein einziges Mal, vor etwa drei Wochen, selbst hier gewesen. Seither läßt er mir alles überbringen."

Da huschte ein Freudenschein über Nellys Antlitz.

„Also ist er doch aufgewacht", sagte sie. „Jetzt könnte man ja wieder miteinander reden."

Ja, das könnt ihr, dachte Frau Gabler. In einer Stunde könnt ihr miteinander reden, wenn Wohlgemuth kommt.

Und er kam.

Er war starr vor Staunen, als er Nelly erblickte.

Frau Gabler sagte:

„Sie beide haben mich um Verzeihung gebeten. Jetzt komme ich dran. Verzeihen Sie mir, daß ich diese Überraschung eingefädelt habe. Ich konnte nicht anders. Bitte, nehmen Sie doch Platz, Herr Wohlgemuth... Sie haben mir mehr als einmal gesagt, liebe Nelly, man dürfe nicht zu allem Ja und Amen sagen. Nun habe ich Ihren Rat befolgt. Seien Sie mir, bitte, nicht böse deswegen. Ich bin schuld daran, daß Sie beide auseinander gekommen sind, also mußte ich mich bemühen, daß Sie wieder zusammenkommen.

„Ruhig!" rief Nelly. „Machen Sie nicht schon wieder den Sündenbock! Mit dem, was zwischen Wohlgemuth und mir liegt, müssen wir alleine fertig werden."

Sie sah ihm offen und ernst in die Augen.

„Also, wie steht es jetzt mit uns, Erwin?"

„Das kommt auf dich an, Nelly."

„Ja, auch. Aber ich meine: Wie steht es mit dir?"

„Gut", sagte Wohlgemuth.

„Dann ist ja alles in Ordnung", sagte das Mädchen.

Am Abend, als die Versöhnten sich verabschiedeten, sagte Frau Gabler: „Nun habe ich noch einen Wunsch. Sie müssen mir erlauben, Ihnen einen von den beiden Vögeln zurückzugeben. Ich habe genug an einem Boten Gottes. Ich könnte sonst zu übermütig werden. Er soll Ihr erstes Hochzeitsgeschenk sein. Und es wäre nicht höflich von Ihnen, ein Hochzeitsgeschenk abzulehnen."

Das junge Paar nahm den goldenen Vogel lächelnd entgegen.

Die Sterne glitzerten über den beiden Menschen, als sie durch den Wald hinab heimwärts schritten.

Wohlgemuth trug den Käfig. Er schritt schweigsam neben Nelly einher.

Als das Schweigen eine Weile angedauert hatte, sagte Nelly:

„Du bist so schweigsam. Trägst du mir noch etwas nach?"

„Nein", sagte Wohlgemuth. „Aber ich habe jetzt einen Mordsrespekt vor dir."

„So", sagte sie und lächelte. „Ohne daß wir einander achteten, ginge es ja auch nicht."

Sie bot ihm ihren Mund.

Und Wohlgemuth stellte den „Boten Gottes" leise neben sich auf die Erde, umarmte die Geliebte und trank von ihren lange entbehrten Küssen, bis er gestillt war.

Wenn das Auge der Spiegel der Seele ist, dann ist vielleicht die Glatze der Spiegel des Verstandes.